



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Galizische Wirtschaft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Galizische Wirtschaft



im Haſſe gegen das Deutſchtum ſind ſich alle Polen gleich, ebenſo in der Hoffnung auf ein ſelbſtändiges polniſches Reich. Wer ihr geſamtes Treiben in den drei dabei in Betracht kommenden Reichen verfolgt, kann über dieſes Ziel keinen Augenblick im Zweifel ſein. Ob polniſche Zuſtände nach unſerm Geſchmack und ein Gewinn für die allgemeine Kultur ſein würden, und welche Rangſtufe die Polen unter andern Völkern in politiſchen und in Kulturleiſtungen einnehmen, fällt dabei gar nicht ins Gewicht. Nichts deutet darauf hin, daß ſich die Polen ſelbſt aufgeben, und keine Erſcheinung kann man als Merkzeichen deuten, das ſonſt das Verſchwinden eines Volks in der Geſchichte einzuleiten pflegt. Weder die ſtraffe ſtaatliche Ordnung Rußlands, die den Polen eine leidliche wirtſchaftliche Entwicklung ſichert, noch die nahezu bis zur Selbſtändigkeit gediehene herrſchende Stellung in Öſterreich, noch das reiche Maß an politiſchen Rechten und wirtſchaftlichen Freiheiten, die Preußen und Deutſchland den Polen gewähren und ihnen einen ganz unerwarteten Aufſchwung gebracht haben, haben ſie dieſen Staaten innerlich genähert und in ihnen Gefühle der Dankbarkeit und Anhänglichkeit erweckt. Sie nehmen das als ſelbſtverſtändlich hin, nutzen die ihnen zugeſtandnen ſtaatlichen Rechte und Vorteile excluſiv zur Kräftigung ihres Volkstums aus, und ihr ganzes Sinnen und Trachten iſt allein auf Wege gerichtet, die ſie zur ſtaatlichen Selbſtändigkeit zurückführen können. Keine patriotiſchen Verſicherungen in Öſterreich, auch nicht die geſchickteſten Verſchleierungen von ihrer Seite in Deutſchland und Rußland können darüber hinwegtäuſchen. Nur teilt ſich das Polentum in zwei Lager, ſobald das Verhältnis zu Rußland in Frage kommt. Die ſogenannte nationaldemokratiſche Partei will auch von den „mongoliſchen Barbaren“ ebenſowenig wiſſen wie von den Deutſchen. Die ſcheinbar ruffreundlichen Polen dagegen, die meiſt in den Reihen der Schlachta, des polniſchen Adels, ſitzen, meinen, daß für die Erreichung der polniſchen Ziele zunächſt die Hilfe Rußlands nicht entbehrt werden könne. Sie wollen, daß es Deutſchland niederwerfe, und glauben dann ſtark genug zu ſein, an der Spitze der Weſtſlawen die Verwirklichung der polniſchen Forderungen von Rußland erzwingen zu können. Man mag das für eine der polniſchen Schwärm-

geistereien halten, die das verflossene Jahrhundert in langer Reihe gezeigt hat, die niemals mit realen Verhältnissen rechneten, sondern sich in den eignen Träumen versingen; aber der Gedanke ist da und ist politisch vielleicht noch das Vernünftigste von allem, was sich hinter den polnischen Agitationen und Geheimbündeleyen verbirgt.

Inzwischen haben die Polen gelernt, daß man den zweiten Schritt nicht vor dem ersten tun darf, und daß die unzeitige Herbeiführung einer gewaltsamen Lösung ihre Zukunft ganz und gar gefährdet. Nach dem Scheitern des Aufstandes von 1863 ist man darum in den leitenden Kreisen von den das Leben und das Vermögen heillos dezimierenden Aufständen abgekommen. Vielleicht hängt das auch mit dem Versanden der revolutionären Strömungen in ganz Europa zusammen, die ein halbes Jahrhundert lang von polnischen Führern, die daraus geradezu ein Gewerbe machten, in allen Ländern geleitet wurden. Jedenfalls versuchen die Polen seit dieser Zeit die Kräftigung ihres Volkstums auf dem Boden der bestehenden Verträge, der Staatseinrichtungen und der Verfassungen, und zwar auf jedem der dabei beteiligten Staatsgebiete in der den Umständen angepaßten, möglichst vorteilhaften Weise. Für Preußen haben sie sich die Aufgabe gestellt, die deutsche Bevölkerung der Gebiete, die sie für ihr „Polen von Meer zu Meer“ brauchen, schrittweise zurückzudrängen, zu überwuchern und zur Annahme ihrer Sprache und Art zu bewegen, dabei in diesem Kampfe zugleich das eigne Volksbewußtsein zu stärken. Wie weit ihnen dies unter dem Schutze der liberalen Gesetzgebung, der zeitweiligen Duldung der Regierung und der Unterstützung durch liberale und durch klerikale Partei- und Oppositionsfucht gelungen ist, zeigen die Erscheinungen unsrer Tage.

In Rußland stützen sich die Polen mehr als früher auf die Stammverwandtschaft des slawischen Blutes und suchen Einfluß im Staatsdienst und in der Presse zu erlangen. Daß die deutschfeindlichen Ergüsse und die Verdächtigungen der Politik des Deutschen Reichs in den russischen Blättern fast ausschließlich aus polnischen Federn stammen, ist hinreichend bekannt, ebenso waren politische Intriguen des hohen polnischen Adels im Spiele, so oft in den siebziger Jahren Rußland eine kriegerische Haltung gegen Deutschland oder Österreich annahm. Bei einem Kriege zwischen diesen Mächten hätte leicht der Gedanke der Wiederaufrichtung Polens eine Stelle finden können. In Österreich haben sie sich in die Regierung des Gesamtstaats gedrängt, helfen in dem bunten Gemisch der Nationalitäten die geschichtlich bevorrechtigte Stellung des Deutschtums untergraben und suchen sogar die Führerrolle und einen Stützpunkt für ihre nationalen Pläne zu gewinnen. Aber gerade dort, wo die Polen am meisten unter sich sind, wo man ihnen seinerzeit ein ganzes Land zur Selbstverwaltung ausgeliefert hat, wo sie am einflußreichsten sind, haben sie politisch und wirtschaftlich nichts geleistet. Sie haben bewiesen, daß sie aus sich selbst heraus weder ein politisches Gebilde noch einen wirtschaftlichen Fortschritt schaffen können. Ihr Plan, wenigstens in Galizien den Kern für ein Polenreich der Zukunft zu schaffen, ist gescheitert. Das Land ist so arm und elend geblieben, wie es war; wer dort etwas erworben hat,

ist kein Pole, wenn er sich auch aus Zweckmäßigkeit oder aus andern Gründen zu ihnen hält. Man braucht nur durch „die drei Anteile“ des ehemaligen Königreichs Polen zu reisen, und man wird in den von Polen bewohnten preussischen Provinzen fast überall blühenden Wohlstand, in Russisch-Polen eine mächtig entwickelte Industrie, in Galizien aber nur Not und Elend antreffen, die sogar unmittelbar von der großen Eisenbahnlinie Krakau-Lemberg-Ezernowitz aus deutlich zu erkennen sind, von dem Innern des Landes ganz zu schweigen.

Über die Unfähigkeit der Polen, sich selbst zu regieren, hat vor drei Jahren „einer der glänzendsten öffentlichen Redner in Polen,“ wie der Petersburger „Kraj“ ihn nennt, Stanislaus Tarnowski, in einem engern landsmännischen Kreise Geständnisse gemacht, die für die Zukunft aufbewahrt zu werden verdienen. An die damaligen Vorkommnisse in Galizien anknüpfend, sagte er wörtlich: „Das Land war gewissermaßen auf die Probe gestellt worden; es sollte zeigen, daß sich die Polen selbst zu regieren wüßten, es sollte die Probe für alle zum Nutzen aller ablegen. Es rühmte sich sogar seiner Aufgabe und freute sich dieser Hoffnung; und wenn mich nun heute jemand von euch fragt, wie es in diesem Lande stehe, was soll ich da sagen? Politisch ist dieses Land heute schwächer als vor zehn Jahren, in sozialer Beziehung steht es kaum kräftiger da als vor fünfzig Jahren, und moralisch? Es sind Unredlichkeiten in Geldsachen vorgekommen, über die das Gewissen und die Ehre in Entsetzen geraten, und die Übeltäter sind straflos geblieben. Sie sind als schuldlos, unschädlich anerkannt, ja noch mehr, sie sind in Schutz genommen, ihre Taten sind gepriesen worden als Verdienste. Wie denken die Ausländer über uns, was meint ihr Polen dazu, die ihr mit uns gemeinsam auf einen guten Namen haltet? Durch dieses Empfinden niedergedrückt, möchte ich als galizischer Pole mich einschließen und mich der Welt nicht zeigen, vor die ich nicht mit hochehobener Stirn treten kann.“ Tarnowski hatte dabei namentlich den Prozeß wegen der galizischen Sparkasse im Sinne. Ungefähr zu derselben Zeit äußerte der „Drendownik,“ das führende Blatt des Jungpolentums: „Was sind wir wert, wenn wir da, wo die Regierungen uns freie Hand lassen, wo sie uns die gewünschte Freiheit bieten, uns so regieren, wie es in Galizien geschieht? Vor fünfzig Jahren hat man Galizien den Spitznamen »Glodomerien« (Hungerland) gegeben, heute nennen die Deutschen im Wiener Reichsrat es »Skandalizien« — und es sind keine Aussichten dafür vorhanden, wann dieses Verhöhnern des polnischen Namens sein Ende finden wird.“

Sa, in Galizien sind die Polen unumschränkte Herrscher in der Verwaltung, sie können alle ihre Tugenden frei entfalten; aber das Ergebnis davon ist, daß Galizien nach wie vor die passivste Provinz des habsburgischen Reichs bleibt, und die übrigen Steuerzahler, namentlich die Deutschen, wesentlich dazu beisteuern müssen, daß die galizische Herrlichkeit nicht in Trümmer geht. Die Verwaltung ist korrumpiert, wie die großen Steuerrückstände in Lemberg und in andern Städten beweisen, die große Mehrheit des Volks lebt — unter der österreichischen Verfassung! — kaum in bessern Verhältnissen

als die Bauernschaft Rußlands. Politisch ist die Masse des Volks — einerlei ob ruthenisch oder polnisch — rechtlos, denn die Schlachta terrorisiert alle und macht in ihrer sattfam bekannten Weise die Wahlen. Auf dem Lande werden Hungerlöhne gezahlt, und was der Bauer verkauft, muß er dem jüdischen Dorfwucherer zu Spottpreisen überlassen. „Die Hälfte der Bevölkerung, sagte im Oktober 1902 der sozialdemokratische Abgeordnete Daszynski, ist in der Hälfte des Jahres überhaupt kein Brot und in der andern Hälfte ein Brot schlechtester Sorte.“ Die Leute leben tatsächlich fast nur von Kartoffeln und Sauerkraut. Die Sterblichkeit in Galizien ist die höchste im ganzen Reich; daß geradezu furchtbare Zustände dort herrschen, ergibt sich aus der amtlichen österreichischen Statistik über die ansteckenden Krankheiten. An Blattern waren im Jahre 1898 in Galizien 6996 Personen erkrankt, die sämtlich ungeimpft waren, und von denen 1228 starben; im ganzen übrigen Österreich (außer der Bukowina) gab es in diesem Jahre nur 20 Blatternfranke. Im Jahre 1899 erkrankten in Galizien 5723 Personen an Blattern, von denen 1037 starben, in der gesamten übrigen Monarchie kamen 2396 Erkrankungen vor; es konnten in Galizien in diesem Jahre überhaupt nur 2135 Geimpfte ermittelt werden. Von 4147 Erkrankungen an Flecktyphus in der ganzen Monarchie fielen 1898 allein 3981 auf Galizien, von den 362 Todesfällen 346; auch im folgenden Jahre kamen von 6056 Erkrankungen an Flecktyphus 5941 auf Galizien, von den 505 Todesfällen 481. Eine weitere Geißel ist der Unterleibtyphus mit 7202 Erkrankungen und 838 Todesfällen im Jahre 1898 und den entsprechenden Zahlen 6042 und 703 für das Jahr 1899; also über 11½ Prozent Todesfälle! Von den zahlreichen Masernfranken starben in den erwähnten beiden Jahren in Galizien über 8 Prozent, von den Scharlachfranken über 16 Prozent, an Diphtherie über 36 Prozent. Diese Zahlen reden eine überzeugende Sprache über die Kulturarbeit der galizischen Schlachta, solche Zustände kommen weder im nördlichen „Anteil“ vor, wo die Russen die Herren sind, geschweige im westlichen „Anteil“ bei den deutschen „Barbaren“, die sowohl in Preußen wie in Österreich ganz anders verstanden haben, die polnischen Gebiete ihrer Grenzbezirke wirtschaftlich und gesundheitlich zu heben und alle Jahre große Geldkosten und die peinlichste Sorgfalt darauf verwenden müssen, die von Galizien unausgesetzt drohende Einschleppung von ansteckenden Krankheiten und Tierseuchen zu verhindern und im Keime zu ersticken. Wie wenig gerade die Polen Galiziens berufen sind, andre Leute „Barbaren“ zu nennen, wird ja trotz aller polnischen Verheimlichungs- und Vertuschungsversuche doch bekannt, denn gerade in Galizien herrscht in Schule, Gericht und Verwaltung tatsächlich noch Barbarei, dazu erhalten von 1021000 schulpflichtigen Kindern 371000, also mehr als der dritte Teil, überhaupt keinen Unterricht, wie der Abgeordnete Daszynski ausdrücklich im Abgeordnetenhaus bewiesen hat.

Derselbe Abgeordnete, der übrigens selbst durch und durch nationaler Pole und ein sehr wirksamer Redner voll Temperament und Haß ist, führte u. a. auch aus: Als das Refugium des polnischen Geistes wird der Gutshof hingestellt, und was geschieht mit diesem letzten Refugium des polnischen

Geistes? „Sie (zum Polenklub gewandt) verkaufen oder verpachten es dem Juden; nicht weniger als 1383 Juden sitzen in den Gutshöfen. Sie wollen nicht wirtschaften, und Sie verstehen es nicht, aber die Rente wollen Sie haben, um in Lemberg zu prassen, in Wien Karten zu spielen, in Paris Maitressen zu halten. Es ist keine Landwirtschaft mehr, die sich auf den Bänken des Polenklubs vor uns brüstet, es sind geschickte politische Macher, aber keine Landwirte.“

Daszynski nimmt es in seinen lebhaften Schilderungen tatsächlicher Verhältnisse mit der Wahrheit keineswegs peinlich genau, aber diesmal hat er vollkommen recht. Freilich die galizische Schlachta kann ihre landwirtschaftlichen Betriebe nicht intensiver machen, denn das durch die Nationalitätenhege verursachte Ausscheiden aller „deutschen“ Wirtschaftsbeamten, Forstmänner und dergleichen hat die Erträge der Güter und der Wälder gemindert, da an die Stelle der frühern umsichtigen und berufseifrigen Verwalter Leute getreten sind, denen es vor allem darauf ankommt, als große Patrioten hervorzutreten, und für die die Sorge um das Erträgnis der Güter erst an zweiter Stelle zu kommen pflegt, soweit sie überhaupt etwas davon verstehen. Auf allen Versammlungen und in allen Blättern wird der Ruhm des Polentums gepriesen, und dabei tritt immer deutlicher das Erbteil der Polen hervor, die Unfähigkeit zu nachhaltiger, angestrebter Arbeit. Nationale Feste und Gedenktage werden gefeiert, bei denen jederzeit für nationale Zwecke gesammelt wird, und dazu vermischt sich die polnische Großsprecherei, das gesamte Deutschtum wirtschaftlich zu besiegen; aber nur national glänzen, mühelos genießen wollen sie. Die Schlachta ersehnt die Tage zurück, in denen ihre Mitglieder als Reichsboten ein bequemes Lotterleben führen können, die Arbeit überläßt man einfach andern. Das ist von jeher so gewesen, denn alle die Tätigkeiten, die Edelleute aus Sorglosigkeit oder aus Stolz verschmähten, und für die die Bauern wegen ihres Stumpfsinns, ihrer Unwissenheit und ihrer unterdrückten Lage ungeeignet waren, fielen im gesamten Königreich Polen, das so gut wie keinen Mittelstand kannte, den Juden anheim, die damit ebenso eine nationale Notwendigkeit waren, wie sie später ein nationales Unglück für die Polen wurden. Nach der eignen Angabe jüdischer Quellen lebten schon im Jahre 1540 nur 500 christliche (unzweifelhaft deutsche), dagegen 3200 jüdische Kaufleute und 9600 jüdische Goldarbeiter und Fabrikanten im Lande, heute ist mehr als das halbe Galizien von den Juden finanziell abhängig. Eine alte polnische Anekdote lautet, wenn in Polen einmal eine allgemeine Judenmezelei angesagt werde, würden die Juden doch mit heiler Haut davonkommen. Jeder Schlachtschige würde zwar gegen die Vertilgung der Juden im allgemeinen nichts haben, aber er würde seinen Juden davon ausgenommen wissen wollen und ihn beschützen, und so könne keinem Juden etwas geschehen. Diese Judenwirtschaft in gutem wie in nachteiligem Sinne ist eine althergebrachte polnische Einrichtung. Dem Edelmann war es von Standes wegen verwehrt, irgend ein kaufmännisches Geschäft zu betreiben, der deutsche, von den polnischen Königen mit deutschem Recht privilegierte und darum der landesüblichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen Kaufmann war gerade darum dem Schlachtschigen wider-

wärtig, und dieser bediente sich lieber der Unterwürfigkeit des verachteten Juden, der sich für seine Rechtlosigkeit auf andre Weise schadlos zu halten suchte und das auch verstand.

So hat sich durch eine Jahrhunderte währende Übung der sogenannte „polnische Jude“ entwickelt, ein auch im Westen bekannter besondrer, doch kaum bei seinen dortigen Stammesgenossen beliebter Typus. Man kann nicht leugnen, daß dieses genügsame, nur um seine Nahrung besorgte Volk die einzige vermittelnde Klasse im Lande war. Durch sie machte von alters her der Gutsherr alle seine Einkäufe; aber noch viel größere Vorteile ergaben sich für die Juden daraus, daß sie es sind, die den Erzeugnissen des Bodens erst ihren Wert geben, indem sie sie dem Gutsherrn verarbeiten oder zu Geld machen. Brennereien, Mühlen und der Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen, und in neuerer Zeit die Ausbeutung der Wäldungen sind unerschöpfliche Quellen ihres Reichtums gewesen, denn der ganze Ertrag und Bedarf der Güter ging durch ihre Hände. So hatte jeder polnische Schlachtschitz seinen „Hofjuden“, der alle Geschäfte besorgte, an denen er reich wurde, was er aber klugerweise zu verhehlen verstand. Der Gutsherr wußte ganz genau, wie stark er übervorteilt wurde, aber er konnte ihn doch nicht entbehren, weil er nur einen andern hätte nehmen können, der nicht besser gewesen wäre. Es blieb ihm nichts übrig, als gelegentlich seine Laune rücksichtslos an dem Juden auszulassen, was dieser mit Gelassenheit hinnahm. Auf größern Gütern waren neben dem eigentlichen „Hofjuden“, der mindestens schon recht bemittelt war, noch ärmere Juden als „Faktoren“ nützlich, die teils für den Gutsherrn, teils für den jüdischen Hauptagenten allerlei kleine Aufträge vollführten, von denen auch sie lebten. Ähnliche jüdische Existenzen ungefähr mit derselben Beschäftigung fanden sich auch in den polnischen Bauerndörfern, darunter war der Schankwirt von besondrer wirtschaftlich-sozialer Bedeutung, und wir werden auf ihn noch zurückkommen.

Es ist für die gesamte Entwicklung des Polentums bezeichnend, daß eine vermittelnde Klasse ähnlicher Art aus dem Volke selbst nicht hervorgegangen ist, sondern daß sich der landfremde, rechtlose und verachtete Jude in diese Stellung zwischen den alleinberechtigten Adel und den zunächst bloß schollenpflichtigen, später vollkommen leibeignen Bauern einzudrängen verstand. Die ganze rechtliche Lage im Lande, ebenso aber auch ihre eignen Gesetze schlossen die Juden vom Grundbesitz, vom Staatsdienst, von Ämtern und Würden, kurz von aller öffentlichen Tätigkeit unwiderruflich aus. Es sind auch aus der polnischen Geschichte nur wenig Fälle bekannt, wo sich reich gewordne Juden haben taufen lassen, Adelstitel gekauft haben oder geadelt worden sind und sich der polnischen Nation anschlossen, die Mehrzahl hielt fest an ihrem Glauben und Volkstum und stand nach vielhundertjährigem Aufenthalt im Lande noch als Fremdling da, die den Boden, auf dem sie geboren waren, nicht als ihre Heimat, das Volk, unter dem sie aufwuchsen, nicht als ihresgleichen anerkannten. In ihrer nationalreligiösen Abgeschlossenheit verharrend, überall mit Verachtung zurückgestoßen, blieben die Juden auf sich selbst angewiesen, Vaterlandsliebe und politischer Tatendrang boten ihnen kein Feld, auf dem sie sich entwickeln

konnten, und das allgemeine Wohl war für sie kein Ziel des Strebens, dem sie Begabung, Wissen und Fleiß zu widmen hatten. Der höchste Standpunkt, auf den unter diesen Umständen ein Jude in dem Lande gelangen konnte, war der, ein reicher Mann zu sein. Aber auch das machte ihn nicht glücklich, denn es schützte ihn nicht vor der Mißachtung und dem Haß des Volkes, zu dem er nicht gehörte, und das nur zu ihm kam, wenn es ihn brauchte.

Schließlich wurde aber doch das Geld der einzige Zweck seiner Bestrebungen, denn verschaffte ihm auch der Reichtum kein größeres bürgerliches Ansehen, mußte er ihn auch sorgfältig verbergen, und konnte er ihn nicht einmal ohne Gefahr genießen, so gewährte er ihm doch die einzige Befriedigung; seine Benützung gegenüber den Bedrängern aus dem ihm fremden Volk und alle Wege, die zu neuem Erwerb führten, waren ihm Recht und Rache zugleich. Darum verschmerzte der Jude jede Demütigung, ertrug jede Beleidigung, nutzte alle Vorteile aus und blieb immer nüchtern und genügsam. Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß nach und nach alle Reichtümer des Landes in die Hände der Juden zusammenfloßen, und daß mehr und mehr die Unterdrückten unter die Abhängigkeit der verachteten Fremdlinge gerieten, die man deshalb dulden mußte, und die man nicht entbehren konnte. Schon unter dem Sohne Kasimirs des Vierten, Johann dem Ersten Albrecht (1492 bis 1501) war durch unglückliche Kriege gegen die Türken und die Tataren, die das Land entsetzlich verwüsteten, der Adel so tief bei den Juden verschuldet, daß der König mit einemmal alle hypothekarischen Einschreibungen vernichtete und einfache, mit gesetzlichen Zinsen zurückzahlbare Darlehen daraus machte, da die Juden im Begriff standen, den größten Teil der Güter des Adels an sich zu bringen, die wegen der Kriegsrüstungen verpfändet worden waren. Trotz solcher Unsicherheit ihres Erwerbes blieben die Juden doch, denn in andern Ländern wäre es ihnen nicht besser ergangen; hier aber boten sich ihnen immer wieder alle Möglichkeiten kaufmännischer Geschäfte, denn sie hatten ja auch die alten Handelsverbindungen der Hanse nach dem fernen Osten in ihre Hände gebracht, dafür aber das Deutsche als alte Handels-sprache bewahrt. Noch heute sprechen die polnischen Juden bis nach Litauen hinauf und weit nach Rußland hinein Deutsch, was dem Reisenden sehr zu statten kommt, da er selten die schwierige Landessprache versteht. Sie wissen oder erfragen alles, verschaffen, was man begehrt, und sie sind tatsächlich unentbehrlich, wenn auch ihre Zudringlichkeit lästig wird. Schlechte Behandlung verschmüpft sie nicht, erhöht auch kaum merkbar den Preis der von ihnen geleisteten Dienste, nur darf man nicht als ihr Konkurrent auftreten, da erfährt man nicht nur nichts, sondern läuft sicher Gefahr, tüchtig hineinzufallen, denn sie halten eng zusammen und lassen sich von niemand in ihren Erwerb hineinpfeuschen.

Tausende von ihnen kann man zu jeder Zeit ohne Händearbeit antreffen, und dennoch leben sie alle. Ihr orientalischer Anzug, ihre Unsauberkeit und die vielfach nur nach außen zur Schau getragene Armut macht ihr Auftreten mehr auffallend als angenehm. Aber da sie deutsch sprechen und auch mit Deutschen geschäftlich verkehren, sogar zu Zeiten, wo die Wogen des polnischen

Übermuts hoch gehn, sind sie namentlich für alle im Osten weilenden Deutschen eine wohlthätige Erscheinung. Ihr Hauptunglück ist, daß sie zu zahlreich sind. Da sie meist schon in sehr jungen Jahren heiraten, ist ihre Familie fast in allen Fällen sehr kopfreich, und ihre Zahl ist in einem unglücklichen Verhältnisse gestiegen. Dazu sind im letzten halben Jahrhundert starke Einwanderungen nach Galizien gekommen, namentlich aus den Balkanländern; auch als Kaiser Alexander der Dritte vor zwanzig Jahren draconische Verfügungen gegen die Juden erließ, kamen sie massenhaft aus Rußland nach Galizien und vergrößerten dort den ohnehin schon überaus hohen Prozentsatz der Juden unter der Bevölkerung. In neuester Zeit kommt auch noch der Zuzug aus Bulgarien. Es ist leicht begreiflich, daß für die heimischen Juden diese Zuwanderung fremder höchst unwillkommen ist; auf einer Versammlung von Vertretern israelitischer Kultusgemeinden Galiziens in Lemberg sprach man sich vor zwei Jahren auch gar nicht gastfreundlich gegenüber den rumänischen und den bulgarischen Stammesgenossen aus. Eine weitere Einwanderung wäre für das Wohl des Landes und auch für die Gesamtmonarchie eine Verlegenheit. Es gibt jetzt schon Ortschaften in Galizien, die kaum fünfhundert Einwohner haben, und in denen es doch zwanzig und mehr jüdische Kramläden gibt, die zugleich Winkelschänken sind.

(Schluß folgt)



Der Zeugeneid im Zivil- und im bürgerlichen Strafprozeß



Die Klage über die Häufigkeit des Verbrechens des Meineids ist nicht verstummt. Sie ist auch heute noch ebenso berechtigt, wie sie es vor Jahren gewesen ist, wenn auch nach den neuesten Feststellungen erfreulicherweise ein Rückgang darin verzeichnet werden kann; denn nach den Mitteilungen, die Professor Rahl kürzlich bei den Verhandlungen des „Evangelisch-sozialen Kongresses“ in Darmstadt gemacht hat, sollen die Bestrafungen wegen Meineids in Deutschland von 1011 im Jahre 1882 auf 761 im Jahre 1902 gesunken sein.

Inwieweit dabei die in einer Verletzung des Zeugeneids bestehenden im Verhältnis zu den sonstigen Eidesverbrechen beteiligt sind, ist nicht mitgeteilt worden; aber wenn auch wirklich eine sehr große Abnahme dieser Verbrechen nachweisbar sein sollte, so bleibt doch immer noch Anlaß genug übrig, den Ursachen dieser Verfehlung und den Mitteln zur Herbeiführung einer weiteren Besserung nachzuforschen.

Daß sie sich im letzten Grunde aus der menschlichen Natur, aus dem Mangel an sittlichem Ernst, an Religion und an Rechtsinn erklärt, bedarf freilich keiner nähern Untersuchung. In diesen Beziehungen Wandel zu schaffen, muß man der Volkserziehung überlassen; die vorliegende Untersuchung dagegen